

Daniel Goetsch. *Ben Kader*. Zürich: Bilgerverlag, 2006.

6.

Eine fremde Wohnung zu betreten, hat immer etwas Anrühiges an sich, selbst wenn man die Tür mit dem Schlüssel aufsperrt. Man wird das Gefühl nicht los, ein Verbrechen zu begehen, mehr als nur den Hausfrieden zu stören, man dringt in fremdes Revier ein, in die Privatsphäre eines anderen, in jenen Bereich, der schützend zwischen dem Einzelnen und der Welt steht. Soll man die Wohnungstür hinter sich zusperren? Vorsichtig setzt man einen Fuß vor den anderen, selbst wenn man weiß, dass niemand da ist, vielleicht dann umso leiser. Man atmet einen Geruch ein, der die Essenz aller fremden Gewohnheiten enthält. Man bewegt sich durch den Flur, durch die Zimmer, horcht auf das Knarren des Parketts, das Ächzen der Türscharniere. Jedes Detail weist darauf hin, dass sich hier ein fremdes Leben abspielt in seiner Ordnung, in seiner ganzen Pracht und Kleinlichkeit, ein Leben, dessen Regeln für einen undurchschaubar bleiben, einem zur Manie gewordenen Eigensinn folgen, lauter zerrütteten Vorlieben. Man stößt auf Spuren, Artefakte, Fetische, da eine cremefarbene Polstergruppe, ein jahrhundertealtes Sofa, ein indisches Holztischchen mit Funktelefon, eine Art-Déco-Stehlampe, eine Musikanlage, eine CD-Sammlung, der obligate Kopfhörer, dort eine Kommode, darauf zwei alte Ausgaben von *Le Monde*, eine Lesebrille, an den Wänden Zeichnungen, Kalligrafien, nichts Figuratives, nur Unbeseeltes, würden deutsche Dichter sagen, und natürlich Bücherregale, hunderte von vergilbten Buchrücken, dicht aneinander gereiht, bis unter die Zimmerdecke monumentales Wissen, aber nirgends das Bildnis eines Menschen, als herrsche hier ein religiöses Bilderverbot, selbst ein kunstvoller Kalender enthält nur Farbkompositionen, Malewitsch, Rothko, und ein Schirmständer aus Messing ist einer Doppelhelix nachempfunden. Je eigenartiger die Gegenstände, desto mächtiger erscheint das Private. Die Großartigkeit persönlicher Schrullen lässt den Eindringling klein und schäbig erscheinen, dennoch schreitet man weiter voran, am Badezimmer vorbei in die Küche, im Spülbecken schmutziges Geschirr, auf dem Herd eine Bratpfanne mit geronnenen weißlichen Fettspuren, daneben eine angebrochene Milchpackung. Hier befällt einen der Verdacht, der Bewohner sei jäh aus seinem Alltag gerissen worden, ein Unglück, hier ist ein Unglück geschehen.

Ein einziges Mal war ich bisher in Vaters Wohnung gewesen. Ich mochte damals zehn oder elf Jahre alt gewesen sein. An den Grund erinnerte ich mich nicht mehr, sehr wohl aber an die Beklemmung, die mich überfallen hatte, als ich hinter ihm über die Schwelle getreten war. Hier ist Feindesland, hatte ich gedacht. Mir war diese Wohnung suspekt, da sie unser gemeinsames Zuhause, die Terrassenwohnung, in der wir zu viert hausten, in Frage stellte. Ein echtes Zuhause dulde keine Filialen, ein echtes Zuhause müsse auf vier Wände beschränkt sein, glaubte ich

damals. Warum Vater neben dem gemeinsamen Zuhause noch sein eigenes besaß, leuchtete mir erst später ein, auch, dass es so besser war.

Der Anlass dazu ging auf einen Sonntagmorgen zurück. Einer dieser stillen und trägen Sonntagmorgen, wie jede Kindheit sie zu dutzenden kennt. Ich erwachte bereits um halb sieben. Ich nahm an, mein Bruder, Mutter und Vater würden wie gewöhnlich noch schlafen. Andererseits spürte ich, dass sich etwas in der Wohnung regte, auch wenn kein Geräusch zu hören war. Ich schlich barfuß aus meinem Zimmer. Es war Sommer, Sonnenlicht durchflutete die Räume, die vertrauten Möbel erschienen wie durch einen Weichzeichner. In der Küche stieß ich auf Mutter, die im Nachthemd auf einem Schemel kauerte, vornüber gebeugt, das Gesicht in den Händen vergraben, ihre Schultern bebten, sie gab keinen Laut von sich. Vielleicht hätte es mich weniger bestürzt, wenn sie geschluchzt oder Verwünschungen ausgestoßen hätte. Dieses stumme Leiden aber jagte mir Angst ein. Mit dem Instinkt des Kindes, das seine heile Kindheit bedroht sieht, ahnte ich, was vorgefallen war. Stunden vergingen, so kam es mir vor, bis Mutter endlich aufblickte. Ihr Gesicht war fleckig, ihre Augen verquollen. Er war es. Ich wusste es, obwohl ich Vater nie gewalttätig erlebt hatte. Wenn er mich oder Nadir maßregelte, genügte ein kalter Blick und ein Wort, das er verächtlich auf uns herabschleuderte. Nicht ein einziges Mal erhob er die Hand gegen uns. Körperliche Gewalt schien ihm, einem Mann des Geistes, fremd zu sein. An jenem sommerhellen Morgen bezweifelte ich keine Sekunde lang, dass er Mutter geschlagen hatte. Während ich ohnmächtig in der Küche verharrte, bemühte sie sich, so zu tun, als wäre alles wie immer. Sie zupfte ihr Haar zurecht, reckte das Kinn und wollte im üblichen Muttertonfall zu mir sprechen. Ihre Stimme versagte, aus ihrer Kehle drang ein heiserer Laut. Wo ist er?, fragte ich. Als ich keine Antwort erhielt, wiederholte ich die Frage, wiederholte sie hartnäckig, wie es Kleine tun, wenn sie etwas verstehen wollen, das sonst niemand verstehen will. Ich fragte so lange, bis Mutter vom Schemel aufsprang, mich am Handgelenk packte und schüttelte. Dein Vater hat schreckliche Dinge erlebt, schrie sie. Vergiss das nie. Ich war ein Knirps von sieben Jahren, für mich klangen Mutters Worte verwirrend, verdreht, ein schreiender Widerspruch. Zudem hatte ich das Gefühl, dass nun mir Vorwürfe gemacht wurden, obschon jemand anderes Mist gebaut hatte. Von da an besaß Vater eine eigene Wohnung. Er wohnte zwar weiterhin die meiste Zeit bei uns, aber immer wieder gab es Wochen, wo er nur zum Abendessen kam.

Es war offensichtlich, welcher Raum Vater als Arbeitszimmer diente. Ich glaubte, den Duft seiner Strickjacke zu riechen. In einem Wandregal reihten sich Aktenordner und Fachzeitschriften. Neben einem antiken Sekretär stand ein Pult, darauf ein Computer mit einem verstaubten Bildschirm. Ich schaltete ihn ein. Sowie die Liste der Dateien aufleuchtete, hatte ich das Gefühl, gegen die Hülle zu stoßen, die das Private vom Intimen trennte. Ich war nur noch

eine hauchdünne Membran von seinem Innersten entfernt. Sei ehrlich, Vater, du möchtest, dass ich darin herumschnüffle, deshalb hast du mich hierher geschickt.

Ich fand die Datei mit dem Namen *AS 1957*. Druckte sie aus, ohne sie zu öffnen. Hatte mir geschworen, kein Wort zu lesen. Wollte nichts wissen, denn Wissen verpflichtet. Von Anfang an hatte ich den Verdacht gehegt, dass es sich nicht um einen Aufsatz für irgendeine Fachzeitschrift handelte, sondern um persönliche Aufzeichnungen. Sei ehrlich, Vater, du hoffst insgeheim, dass ich es lesen werde, dass ich dich dann verstehen werde, dass du für mich menschliche Züge annimmst. Tut mir Leid, Vater, aber ich mag nicht, ich will dich nur als Vater kennen, nicht als Mensch, nicht als ein von Ängsten und Nöten getriebenes Tier, das sich nach Erlösung sehnt. Du sollst für mich ein Vater bleiben, weiter nichts.

Ich ging in die Küche und vergewisserte mich, dass die Milch in der Packung verklumpt war. Schmiss sie in den Müll. Verschnürte den Müllsack und stellte ihn vor die Tür. Warf einen Blick ins Schlafzimmer, das abgedunkelt war und nach alter Wäsche roch. Knipste die Lampe auf dem Nachttischchen an. Neben Camus' *Le premier homme* lag eine Schachtel Ludomil, ein Antidepressivum, wie ich dem Beipackzettel entnahm. Das Bett war ungemacht und ekelte mich an. Als das Surren des Druckers verstummte, kehrte ich ins Arbeitszimmer zurück. Nahm das Bündel Blätter aus dem Druckerfach. Klopfte es zurecht und schob es in den bereitgelegten Umschlag. War stolz darauf, mich an die Fakten gehalten zu haben.

Bevor ich das Arbeitszimmer verließ, entdeckte ich im Regal eine kleine Khmer-Statue, an die zwei übereinander geschobene Fotos gelehnt waren. Auf dem vorderen war zu meiner größten Verblüffung die Düne von Ain Sefra abgebildet, genau so, wie ich sie gesehen hatte. Das andere Foto, das verdeckt war, zeigte eine Mutter und zwei Knirpse in Badekleidern auf einer Terrasse, im Vordergrund ein aufblasbares Schwimmbekken, einen Plastikeimer, ein Gummikrokodil: eine Kleinfamilie im Glück, wofür auch das schelmische Lächeln der beiden Knirpse sprach. Nicht dazu passte hingegen die angestrenzte Miene der Mutter, einer jungen, hübschen Frau, die schwarzen Haare zusammengebunden, der Badeanzug an den Seiten so geschnitten, dass ihre sanft geschwungenen Schenkel auffielen wie überhaupt ihr Körper, der sich von ihren Söhnen abwandte, als wollte sie sich von ihrer besten Seite zeigen, nicht als Mutter, sondern als begehrenswerte Frau, deren Wünsche unerfüllt, deren Gelenke aber noch biegsam waren und die jederzeit aufspringen könnte, während daneben die beiden Knirpse Schulter an Schulter posierten in ihren bis über den Bauchnabel hoch gezerrten Badehosen, und so wie sie da standen, erschien es zwingend, dass ihre Arme sich hinter dem Rücken berührten. Ob sich unsere Arme wirklich berührt hatten, wusste ich nicht mehr, und das Bild zog keine Erinnerungen nach sich. Bei genauerem Hinsehen entdeckte ich Vater. In der Scheibe der Balkontür spiegelte er sich schemenhaft, eben im Begriff, uns drei zu fotografieren, den Oberkörper übertrieben vorgeneigt,

beide Ellbogen abgewinkelt, was nur bewies, wie ungeübt er war. Er hatte nie fotografiert. Vermutlich war dies das einzige Bild, das er jemals geschossen hatte, vermutlich hatte er gehnt, dass er früher oder später in eine eigene Wohnung verbannt würde, und so hatte er in weiser Voraussicht dieses eine Foto gemacht, um es eines Tages bei sich ins Regal stellen zu können.

Ich sperrte die Wohnungstür hinter mir zu. Den Müllsack in der einen, den Umschlag in der anderen Hand stieg ich die Treppe hinab. Ich fragte mich, warum Vater nicht immer so gelebt hatte. Warum hatte er sich damit nicht begnügt? Ein vollkommen vergeistigtes Dasein, eine Abgeschlossenheit in Ehren? Warum hatte er eine Familie gegründet, warum Menschen um sich geschart, mit denen er nichts anzufangen wusste? Vaters Leben drängte sich mir in diesem Moment als eine Kugel auf, die naturgemäß in sich geschlossen war und in zwei Hemisphären zerfiel: Entweder er befand sich im Orientalischen Seminar oder er saß im Sessel und lauschte über Kopfhörer Mahlers Sinfonien. Die Musik erfüllte seine Freizeit, das Seminar sein Leben. Dauernd war vom Seminar die Rede: Vater ist im Seminar, Vater muss morgen früh ins Seminar, es gibt viel Arbeit im Seminar, es gibt Ärger im Seminar, das Seminar genießt einen Weltruf, in der Zeitung steht etwas über das Seminar, das ist Herr Buchmann vom Seminar, das ist Frau Müller-Merdaci vom Seminar, das ist die Telefonnummer vom Seminar, wenn du lieb bist, nehme ich dich mit ins Seminar. Ob im Seminar oder im Sessel, er war unerreichbar. Er brauchte uns, seine Nächsten, höchstens als Kulisse, um seinen Alltag mit etwas Lebendigem auszuschnücken. Andere legen sich dafür ein Aquarium oder Topfpflanzen zu, er eine Familie. Manchmal, wenn er aus seiner Versunkenheit im Sessel erwachte, den Kopfhörer noch auf, starrte er uns verwundert an: Was tun denn die hier? Dass Mutter ihn nach vierzehn Jahren verließ, konnte ihr niemand verübeln, außer vielleicht die beiden halbwüchsigen Söhne, die sich ein wenig übergangen fühlten.

9.

[...]

Während ich mich innerlich auf eine Zukunft vorbereitete, die mir ein Kind und einen Lehrstuhl versprach, traf jenes besagte Schreiben vom Staatsministerium ein. Darin hieß es sinngemäß, dass ich als Experte in Algerien gefragt sei, der Staat benötige Leute mit meinem Wissen und meinem Hintergrund, und man würde sich für meine Dienste erkenntlich zeigen. Der Subtext war unmissverständlich: Wenn ich mich fügte, wäre mir der Lehrstuhl in Lyon gewiss. Zugegebenenermaßen fühlte ich mich ein wenig geehrt, und außerdem: Wie hätte ich dem Staat meine Dienste verweigern können? Das Schreiben klang denn auch eher wie ein Aufgebot, und der Staat schien damals in der Tat hilfsbedürftig, die Vierte Republik wankte, alle paar Monate wechselte die Regierung, im Parlament stellten die Kommunisten die stärkste Fraktion. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich im Februar 1957 von der Sorbonne und von Claudine zu verabschieden und die Fähre nach Algier zu besteigen.

Nach achtundzwanzig Jahren sollte ich die weiße Stadt wieder sehen. Vage Erinnerungen, verblichene Bilder holten mich ein, wie ich, ein sechsjähriger Junge, neben meinen Eltern an der Reling des Hinterdecks gestanden hatte, wie der gigantische Steinbruch aus weißen Häusern immer kleiner geworden war. Jetzt stand ich auf dem Vorderdeck, und dasselbe Bild wuchs und füllte schließlich mein Blickfeld aus. Die Stadt hatte nichts von ihrer Pracht verloren. Von der Fähre aus überblickte ich die Hafenanlage mit den Docks, den Hebekränen und Frachtschiffen, oberhalb davon der über Rundbogen laufende Boulevard, die mächtigen Kolonialfassaden, die hohen Arkaden, daran angrenzend die ineinander verschachtelten Häuschen der Kasbah, ein Gewirr aus Gässchen und Treppen, und dahinter wucherten Blocksiedlungen, Villen- und Hüttenviertel bis über die Hügel hinaus, ein kopfloses Gebilde, organisch gewachsen, Epochen und Kulturen verschlingend. Ich war gerührt, aber auch auf der Hut.

An der Mole empfingen mich zwei Soldaten. Sie fuhren mich ins Hauptquartier, wo ich die nächsten Monate wohnen und arbeiten sollte: eine Villa mit gepflegtem Vorgarten, Zwergpalmen, Mangroven, von einer hohen Mauer umgeben, die mit Stacheldraht bewehrt war. Der ganze Straßenabschnitt war strengstens bewacht von Fallschirmjägern in Kampfmontur. Lässig schwenkten sie ihre Maschinenpistolen auf Hüfthöhe. Sie fühlten sich offensichtlich in ihrem Element. Was hatte ich erwartet? Eine Universitätsbibliothek, eine Handschriftensammlung? Ich musste einsehen, dass ich mich künftig im Dunstkreis des Militärs bewegte.

Ich wurde in ein Büro geführt. An der Wand hing die Trikolore, von seinem Schreibtisch sprang ein braun gebrannter Offizier auf und schritt mit ausgestreckter Hand auf mich zu. Hauptmann Sassini. Er musste in meinem Alter sein. Die Freundlichkeit, mit der er mich begrüßte, erschien mir so künstlich wie sein Gesicht unter der Borstenfrisur. Er bot mir einen

Stuhl an, setzte sich, legte beide Unterarme auf den Tisch und neigte den Kopf zur Seite. Er beherrschte seinen Körper, jede seiner Muskelfasern schien ihm zu gehorchen. Erst als er mir meine Aufgabe zu erläutern begann, huschte sein Blick unruhig über die Akten, die vor ihm lagen. Er faselte etwas von Kultur, Mentalität und Psychologie. Offenbar schien ihm meine Aufgabe nicht ganz klar zu sein oder nicht über jeden Zweifel erhaben. Er sagte, ich sei einer Sondereinheit zugeteilt. Ich fragte, was ich da genau zu tun hätte. Statt einer Antwort richtete er die Akten senkrecht zur Tischkante aus. Er hoffte wohl, ich käme selbst darauf. Im Prinzip war es einfach, es durfte keine Fragen geben, es gab nur eine Anweisung, und die musste befolgt werden. Ich hatte eine spiegelverkehrte Welt betreten. Während für mich als Wissenschaftler Fragen unerlässlich waren, war Hauptmann Sassini gewohnt, Fragen im Mund zu behalten, ein wenig auf ihnen zu kauen und sie dann hinunterzuschlucken. Er war bis in seine Eingeweide hinein Soldat.

Das zumindest war mein erster Eindruck. Wie sich später herausstellen sollte, unterschätzte ich Sassini. Er besaß durchaus Überzeugungen, für die er auch außerhalb der Dienstordnung kämpfte. Er sollte einer der ersten Offiziere sein, die sich 1961 den putschenden Generälen anschlossen, er sollte bei der Gründung der OAS dabei sein und sich an den Attentaten gegen Araber und versöhnlich gestimmte Europäer beteiligen, anschließend zum Tode verurteilt werden und über Spanien in die USA flüchten, wo er während des Vietnamkriegs die amerikanischen Generäle zur Operation Phoenix inspirierte. Sassini, der pflichtbewusste Soldat, sollte sich in einen tobenden Freischärler verwandeln. Aber vermutlich war es gar keine Verwandlung, sondern die natürliche Entwicklung: Auf das dumpfe Raupendasein folgt die Verpuppung, und schließlich schlüpft das vollkommene Wesen aus, in diesem Fall ein Soldat, der von selbst dorthin marschiert, wo getötet wird. Jedenfalls war mir Sassini bei unserer ersten Begegnung weit weniger unheimlich als später im Rückblick.

Und was sah er wohl in mir?, fragte ich mich. Einen falschen Verbündeten? Ein notwendiges Übel? Oder bloß das gekünstelt nette Antlitz jenes Ungeheuers, von dem er die ehrliche Fratze war? Er verhielt sich mir gegenüber korrekt, mit einem Anflug von Kameradschaftlichkeit, obschon ich ein Ziviler war. Er gab mir von seinen Zigaretten und meinte, ich solle den Hauptmann vergessen. Gleich am ersten Tag führte er mich durch die verschiedenen Räume des Hauptquartiers. Die Villa musste vor ihrer Requisition eine neureiche Familie beherbergt haben, davon zeugte der norditalienische Baustil aus den Dreißigern, dazu einige maurische Spielereien, Säulen und Rundbogen. Während ich hinter Sassini herlief, überkam mich die abenteuerliche Vorstellung, wir könnten im Gymnasium nebeneinander gesessen haben. Wir hätten über denselben Blödsinn gelacht, dieselben Bücher verschlungen, dieselben

Demütigungen erlitten. Schließlich wäre der eine dem anderen auf dem Lebensweg gefolgt. Wären wir in seine oder in meine Richtung gegangen?

In den meisten Büros fanden gewöhnliche Befragungen statt, stets dasselbe Bild: Ein Leutnant sitzt an einem Tisch, raucht, macht sich ab und zu Notizen, vor ihm ein Tonbandgerät sowie ein Aschenbecher, ihm gegenüber ein Araber, der besorgt auf die Notizen schielt und sich in gebrochenem Französisch und mit luftigen Gesten zu erklären versucht, im Hintergrund ein Soldat, der gelangweilt am Saum seiner Leoparduniform zupft. Sassini schien mir zeigen zu wollen, dass es hier auch mit rechten Dingen zugehen konnte. Und tatsächlich wurden die meisten Fälle so behandelt, wie man es von Ermittlungen erwarten würde, kleinliche Polizeiarbeit, schweißtreibende Befragungen, wertlose Protokolle für den Aktenschrank. Anders jedoch bei den schwierigen Fällen. Verweigerte ein Verhafteter die Aussage, war das ein Hinweis darauf, dass er mit dem Feind in Verbindung stand. Der Feind, das war die Befreiungsfront. Sie hatte in einem geheimen Schreiben ihre Leute angewiesen, bei einer Verhaftung wenigstens drei Tage lang zu schweigen. In drei Tagen konnte sich der Feind ein neues Versteck suchen, ein neues Waffenlager anlegen, neue Anschläge planen. Drei Tage Schweigen bedeutete einen Sieg für den Feind. Wenn also einer schwieg, wurde er ins Untergeschoss gebracht, in das so genannte Beichtzimmer, nackte Kellerwände, eine Glühbirne an der Decke, ein Zementboden, der sich leicht zur Mitte hin senkte, wo ein Abfluss war. Als ich den Raum zum ersten Mal betrat, glaubte ich, etwas zu riechen, obgleich ich erstens nicht wissen konnte, wie so etwas riecht, und zweitens Boden und Wände jeweils mit Seifenwasser abgespritzt wurden. Sassini wandte sich zu mir um und meinte, auch er möge das nicht, aber sie hätten keine Wahl.

Ich weiß nicht, wie vielen dieser so genannten strengen Verhöre ich beiwohnte. Sie fanden täglich statt. Wenn ich Glück hatte, saß ich in einem der Büros im Erdgeschoss und übersetzte, was irgendein arabischer Krämer, der das Pech hatte, in der Kasbah zu wohnen, daherplapperte. Meistens aber musste ich in das Beichtzimmer hinunter, oft spät abends. Die Gänge waren voll gequalmt, in Kisten türmten sich leere Bierflaschen, durch die Metalltür drangen Flüche, Schläge und Schreie. Sie arbeiteten zu zweit, ein bretonischer Leutnant und ein knapp zwanzigjähriger Soldat, den Kampfanzug bis zum Nabel aufgeknöpft, die Ärmel hochgekrempt, und auf dem Zementboden krümmte sich ein halbnackter Araber. Ich konnte alles sehen. Ich sah sein angeschwollenes Gesicht, die bläulichen Lippen, die Brandspuren an seinem linken Ohr. Ich sah, dass er in seine Unterhose uriniert und defäkiert hatte. Ich sah, wie sich etwas in ihm zusammenzog, klein machte, wegschrumpfte. Und nun sollte ich ihm auf Arabisch erklären, seiner Frau und seinen Kindern gehe es gut, sie sehnten sich nach ihm, sie könnten nicht verstehen, warum er diese feigen Terroristen decke. Ich sollte ihm versichern, dass wir alle Brüder seien und in Frieden miteinander leben wollten. Ich sollte Allahs Größe preisen und

einige Suren zitieren, die das Töten von Menschen verdammen. Ich sollte mit ihm von Mensch zu Mensch sprechen, während der Leutnant die Drähte mit den Klammern für die nächste Sitzung vorbereitete. Es war entsetzlich und sinnlos und dauerte bis tief in die Nacht.

Sassini tauchte gewöhnlicherweise erst in der Schlussphase auf. Er legte nie selbst Hand an, zumindest nicht in meiner Gegenwart. Er lehnte an der Tür und beobachtete fast ein wenig abfällig, wie seine Untergebenen den Araber bearbeiteten, der für die so genannte Sitzung auf ein Holzbrett gefesselt und mit Klammern am linken Ohr und am großen Zeh verdrahtet war. Der Leutnant schnippte mit zwei Fingern, der Soldat, ohne aufzublicken, betätigte den Stromschalter am Generator, und der Araber bäumte sich in den Fesseln auf, stieß spitze Schreie aus, warf den Kopf hin und her, zuckte mit allen Gliedern, schien aus seinem Körper fahren zu wollen. Ruhig, sagte Sassini gelegentlich, beruhigt euch, Jungs. Das verlieh ihm den Anschein einer gerechten Instanz. Selbst ich war in solchen Momenten dankbar für seine Anwesenheit. Zwar schmunzelte er, wenn ich mir ein Taschentuch vor die Nase hielt oder die Hände an die Ohren presste, aber meine Arbeit schien er zu achten. Sobald ich an der Reihe war, wanderte sein hellwacher Blick von mir zum Geschundenen, der verwirrt an meinen Lippen hing und sich fragen musste, wie es kam, dass hier, mitten in der Hölle, seine Sprache erklang. Sassini ließ mich gewähren, er mischte sich nie ein, er gab mir das Gefühl, sein volles Vertrauen zu genießen. Wenn wir um drei Uhr morgens erschöpft den Keller verließen, legte er mir manchmal eine Hand auf die Schulter.

Mir dämmerte sehr bald, warum sie mich ausgewählt hatten. Als Dolmetscher hätten sie irgendjemanden aufbieten können, hier gab es genügend zweisprachige Araber oder auch vereinzelte Europäer, die für ein Butterbrot jede Drecksarbeit erledigt hätten. Auch meine Fachkenntnisse, mein Wissen um die arabische Kultur, mein kostbares Wissen, das ich mir in aller Unschuld erworben hatte, war nicht wirklich gefragt. Die Fallschirmjäger waren ausreichend instruiert worden, sie kannten die symbolische Kraft gewisser Handlungen, sie wussten, dass Araber sich vor Hunden fürchteten, weil sie sie für unrein hielten, sie wussten, dass für Araber die Homosexualität tabu war, dass eine geschändete Frau das soziale Gefüge erschütterte, sie wussten dies und vieles mehr und setzten es effizient ein, dafür brauchten sie keinen Orientalisten. Hingegen brauchten sie jemanden, der Vertrauen schuf, der nach den Quälereien wieder die Vernunft ins Spiel brachte, der zu den Arabern sprechen konnte wie einer von ihnen, der sich ihre Identität aneignete, sodass der Araber verunsichert wurde, nicht mehr wusste, wer Freund, wer Feind, wer er selbst war. Während die Soldaten seinen Körper und sein Denken zerstörten, vernichtete ich seine Identität.

Die Lesung findet im Rahmen eines Schriftstelleraufenthaltes im europäischen **Netzwerk literarischer Zentren HALMA** e. V. statt (www.halma-network.eu). Das HALMA-Stipendium für Daniel Goetsch wurde von der Schweizer Stiftung **Pro Helvetia** ermöglicht (www.pro-helvetia.ch).

Biografisches zu Daniel Goetsch

1968 in Zürich geboren, lebt in Berlin. Studium der Rechtswissenschaft in Zürich und Toulouse (F). Seit 1995 diverse Veröffentlichungen, u. a. die Romane *Aspartam* (1999) und *X* (2004), ausgezeichnet mit dem Werkjahr des Kantons Zürich, *Ben Kader* (2006). Arbeiten für das Theater, u. a. *Mir* (UA Schauspielhaus Zürich, 2001), *Kurzweille* (UA Kampnagel Hamburg, 2002) und *Ammen* (UA Theater der Stadt Heidelberg, 2003), ausgezeichnet mit dem Autorenpreis des Heidelberger Stückemarkts 2002. Daniel Goetsch ist Mitglied des Autorenverbandes Autorinnen und Autoren der Schweiz.

Preise: Ehrengabe Kt. Zürich 1999, Autorenpreis Heidelberger Stückemarkt 2002, Werkbeitrag der SSA 2002, Werkjahr Kt. Zürich 2003 und Werksemester der Kulturstiftung Landis&Gyr 2005.

Stimmen zu *Ben Kader*

«Daniel Goetsch ist ein echtes Schmuckstück der Gegenwartsliteratur gelungen.» **Carsten Klook, textem.de**

«Mit Begeisterung habe ich das Buch von Daniel Goetsch gelesen.» **Michael Zöllner, Verleger, Tropenverlag**

«Mit seinem dritten Roman ist Daniel Goetsch ein beachtlicher Qualitätssprung geglückt. Wie er in diesem Buch Themen wie Identität und Geschichte in korrespondierende Motive auflöst, Erzählfäden und Subtexte ineinander verschlingt – das kann sich sehen lassen.» **Ingo Arend, Freitag, Berlin**

«*Ben Kader* ist ein Buch, das man an einem Tag lesen muss.» **jetzt.de – Süddeutsche Zeitung**
«Ein spannendes, in klarer Sprache geschriebenes Buch, das auch Rätsel aufgibt.» **Deutsch-Maghrebinische Gesellschaft**

«Ich war außerordentlich begeistert und wünsche Daniel Goetsch eine rasante Karriere als Schriftsteller. Endlich mal einer, der schreiben kann und sich was traut.» **Pociao, sanssoleil.de**

«Ein aussergewöhnlich dicht und intensiv geschriebener Roman mit Sogwirkung: es ist schwer, ihn wieder aus der Hand zu legen.» **Sabine Schmidt, Bücherpick**

«Hab das Buch grad fertiggelesen, durchgefräst in 2, 3 Rutschen. Puh – starkes Stück!» **Anne-Catherine Eigner, Radio Lora**

«Ein starkes Buch, die algerische Vätergeschichte ist sehr eindrücklich.» **Hansruedi Brunner, Buchhandlung am Kreisel, Feldmeilen**

«... ist verdammt gut! Habs am Samstag gelesen, bis es aus war und das Kino fahren lassen.»

Andras Nemeth, Thalia, Leiter Kommunikation

«Habe *Ben Kader* die letzten Tage gelesen: Ich fands super, spannend, berührend, gut geschrieben,

möchte mehr lesen von Daniel Goetsch!» **Karin Jost, Leserin**

«Daniel Goetschs Buch *Ben Kader* ist absolut lesenswert, zeitgeschichtlich topaktuell und inhaltstechnisch bemerkenswert gestaltet. Der Mann kann schreiben!» **Gabriele Köstler-Kull, art-tv.ch**

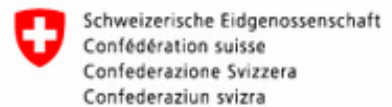
«Richtig begeistert bin ich von Daniel Goetsch's *Ben Kader*.» **Matthias Gräzer, Buchhandlung zur Schmidgasse**

«*Ben Kader* finde ich sensationell.» **Bücherlade Goldau**

«Ich finde *Ben Kader* sehr, sehr gut und werde den Roman im Weihnachtstrubel nicht vergessen und fleissig empfehlen.» **Stephanie Karrer, Lehrling, Buchhandlung Bodan, Kreuzlingen**

«Überdies ist meine Entdeckung im bilgerverlag, spät, aber umso kräftiger: Daniel Goetsch mit seinem *Ben Kader*.» **Isolde Schaad, Schriftstellerin**

Aus www.bilgerverlag.ch/index.php/trade/productview/78/49/



prohelvetia

